

**Für Klassikfreunde:** Das Neue kostet zuviel Zeit. Immer verlangt es nach Aufmerksamkeit und Strom. Moleskine-Notizbücher stellen sich diesem Wahn entgegen, die Bilder von Stefan Koppelkamm erforschen ihn.

## Vom Glück der Maulwurfshaut

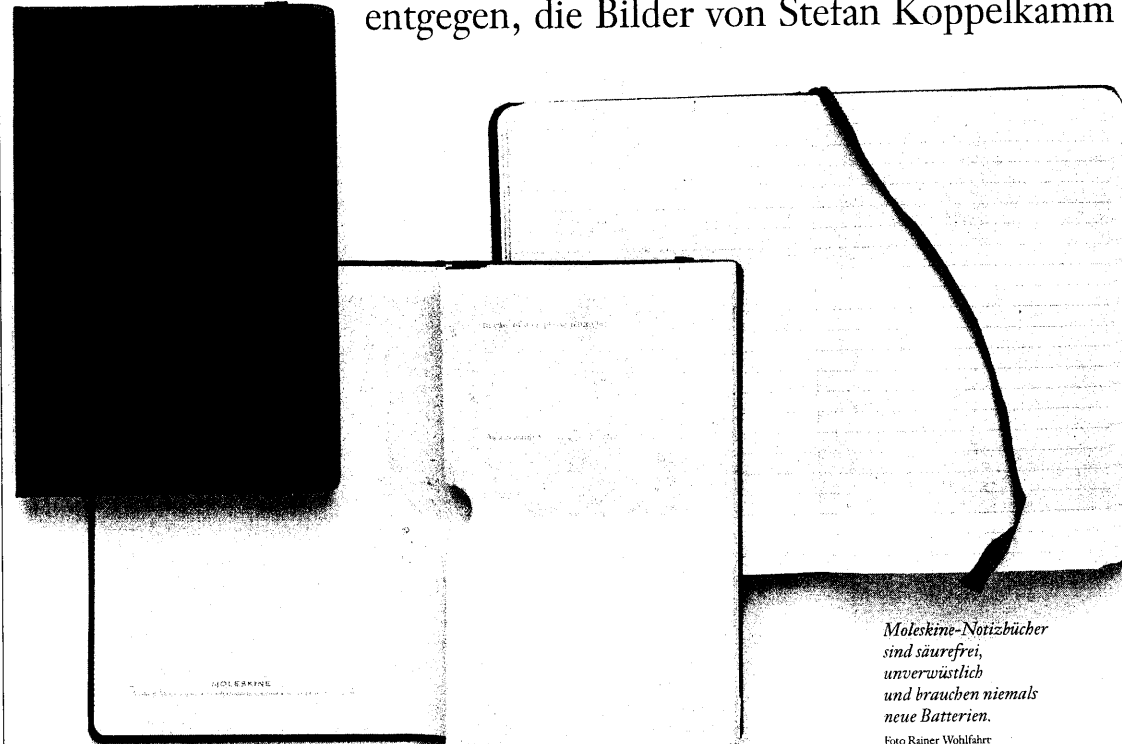
In den späten Neunzigern hatte sich die Technologieblase nicht nur an den Aktienmärkten, sondern auch in den Wohnungen breitgemacht. Wie bei so vielen kam auch bei mir der Abend, an dem ich mir eingestehen mußte, daß mein sogenanntes Privatleben vorwiegend darin bestand, den Ladezustand und dann den Ladegang verschiedener elektronischer Geräte zu überwachen, die eigentlich meine Mobilität gewährleisten sollten, aber wehe, ich war tatsächlich mal unterwegs, dann zickten sie rum und wollten nie die Steckdose, die ich ihnen anbieten konnte, oder gierten zum unpassenden Zeitpunkt nach mehr, so daß ich auf allen vieren unter irgendwelchen Tischen in unbewachten Nebenzimmern in irgendwelchen Kongresszentren herumturnte, um vampirartig eine unbewachte Steckdose, na ja, den ungeschönen Rest können Sie sich denken. So konnte es nicht weitergehen. Denn ich war ja kein Einzelfall.

In jenen Jahren stieg ein großes kollektives Seufzen empor und fand schließlich eine Form: 9 mal 14 Zentimeter breit und lang, 1,5 Zentimeter flach, kabellos, akkufrei, nahezu unzerstörbar und in einem fiesem, kühlen Schwarz.

Die Mailänder Designer von Modo e Modo hatten sich 1998 auf diesen Klassiker von einem

Notiz- und Skizzenbuch besonnen, ja eigentlich auf das Zitat eines Klassikers, und hatten in kürzester Zeit damit überragenden Erfolg. Moleskine, ein Baumwoll- und Wachsgemisch, wurde ursprünglich in der Seefahrt und später als Bezugsstoff etwa von Brasseriebänken eingesetzt, denn von Ferne glänzt es ein wenig wie Leder. Ein billiger Stoff für den Außeneinsatz, erwies sich die künstliche Maulwurfshaut auch als geeignet für Notizbücher, die einerseits ihre Distanz zum großbürgerlichen Goldschnitt und Ledereinband betonen, andererseits aber auch nicht studentisch oder gar verschult wirken wollten. Das klassische, alte Carnet Moleskine war Schreibzeug für Handlungsreisende, Detektive, Seefahrer und angehende Romanautoren. Fast jeder, der sich im vorigen Jahrhundert mal kunst- und literaturmäßig in Paris durchgeschlagen hat, fand zu so einem Notizbuch, denn sie waren robust und billig, Paris aber flüchtig und teuer.

Daher glänzt heute auf der kleinen Banderole, die jedes der neuen Moleskines umfaßt, eine eindrucksvolle Ahnengalerie: Hemingway, Céline, Matisse und sogar van Gogh werden da erwähnt, auch wenn es keinem von denen eingefallen wäre, an diese simplen, unzerstörbaren Alltagsdinge auch nur einen Gedanken zu verschwenden.



*Moleskine-Notizbücher sind säurefrei, unverwüstlich und brauchen niemals neue Batterien.*

Foto Rainer Wohlfahrt

den. Der eigentliche Begründer des Moleskine-Mythos ist Bruce Chatwin. Als ebenso spätberufener wie mittelloser Schriftsteller – in früheren Karrieren war er Kunsthändler und Journalist – war er immer darum bemüht, auf originelle Art Anschluß an die literarische Tradition zu finden und sie zugleich damit neu zu begründen. In den späten siebziger Jahren war es ja nicht eben modern, zu Fuß mit einem Montblanc-Füller im handgearbeiteten Lederrucksack

durch die Welt zu ziehen und Kuriosa zu notieren, ohne auf die Ost-West-Teilung, die gesellschaftlichen Verhältnisse oder die eigenen Liebesbeziehungen einzugehen.

Seine Moleskine-Bücher waren ein Zeichen der Unabhängigkeit und zugleich ein wildes Zitat. Er erfand entsprechende kleine Geschichten, ebenso leicht zu handhaben und zu transportieren wie die Dinger selbst. Er soll immer eine Summe als Belohnung auf die

erste Seite geschrieben haben, falls ihm je eins verlorenginge. „Meinen Paß zu verlieren war die geringste meiner Sorgen“, lautet ein entsprechendes Zitat, „ein Notizbuch zu verlieren war eine Katastrophe.“ Schließlich stammt von Chatwin auch die Geschichte, wie er 1986 in seine angestammte Pariser Papeterie in der Rue de l'Anglaise Comédie kommt, um sich mit einem Stapel von Moleskines einzudecken, der alte Papetier ihm aber mitteilt, der bisherige Fabri-

kant, ein Familienunternehmen aus Tours, habe die Produktion eingestellt, und sagt: „Le vrai Moleskine n'est plus.“

In den letzten Jahren, seit die neue Version der Bücher solch einen immensen Erfolg hat, haben mehrere Journalisten versucht, Chatwins Anekdote nachzuverfolgen, aber weder gibt es eine Spur von der Papeterie noch von einer Fabrik in Tours. Unweigerlich kommt in solchen Texten dann der Moment, wo jemand, etwa der

Pressesprecher der Handelskammer Tours, fragt, ob man eigentlich keine anderen Sorgen habe. Die Frage ist berechtigt. Es ist eigentlich Wahnsinn, sich derart mit einem Notizbuch zu beschäftigen. Aber zwischen Kult und Wahnsinn herrscht eben reger kleiner Grenzverkehr.

Jede Buchhandlung führt heute Moleskine, jeder größere Bahnhofszweitschriftenladen, und längst gibt es nicht mehr bloß die einfachen Modelle, es gibt Kalender, große und Querformate, unterschiedliche Papiersorten, Hefte, Blöcke und sogar eine sehr schön gemachte Internetseite: moleskine.com, auf denen Liebhaber ihre Geschichten austauschen.

Billig ist der Spaß nicht: Das kleinste Buch kostet über zehn Euro. Aber sie ersetzen so viel: Planner, Tagebuch, Adressenverzeichnis, Skizzenbuch – kurz: Sie kosten Geld, weil sie Geld sparen.

Für manche sind sie dennoch zu teuer: Im letzten Jahr traf ich in London eine alte Dame, die glühendste Anhängerin der Moleskines. Erst kritisierte sie mich, weil ich ein anderes Notizbuch benutzte, dann erlaubte sie mir einen Blick in ihr kleines, sorgsam geführtes Buch. Sie gehe sparsam damit um, sie seien für sie nämlich zu teuer. Es war Elisabeth, die Witwe von Bruce Chatwin. Sie hat keine Rechte an der Verwendung des Namens ihres Mannes auf den Büchern, bekommt nicht mal Rabatt. Aber das war ihr ganz egal. Nur daß da noch andere Namen auf dem Umschlag stehen, daß Hemingway und Céline erwähnt werden („diese Idioten“), das nahm sie den Italienern wirklich übel. NILS MINKMAR